

Leseproben

....

Der alte Muslim

Dienstag, 7. September

Bisher war ich sehr stolz auf meinen Ultra-Light-Schlafsack, denn er ist in Volumen und Gewicht an Kompaktheit kaum zu übertreffen. Der Kompromiss zu gewöhnlichen Schlafsäcken besteht darin, dass er dafür nicht so warm hält. Beim Kauf konnte ich mit diesem Kompromiss aber in Anbetracht der Jahreszeit und der Himmelsrichtung, in die unsere Reise führt, gut leben, auch wenn mir schon damals bewusst war, dass das türkische Hochland in dieser Rechnung ein kritisches Moment ist. Bei einer Tiefsttemperatur von etwa 10°C und starkem Wind habe ich heut Nacht also eine fällige Rechnung beglichen. Es war bitterkalt!

Nach einem ordentlichen Frühstück in einer Truckerkantine wollen wir uns einem neuen Tag stellen. Die erste Zwischenstation soll dabei der riesige Salzsee sein. Um ihn tatsächlich zu erreichen, müssten wir aber noch einige Kilometer der stark von LKWs befahrenen und durch ihre Spurrillen sowie böigen Wind gemeingefährlichen Fernverkehrsstraße folgen. Das wollen wir uns nicht antun, weshalb wir beschließen, nur kurz die sich wie ein Teppich anfühlende Salzkruste des auch an dieser Stelle ausgetrockneten Sees zu betreten.

Zufällig gelingt mir ein Bild von zwei Jungen, die über den ausgetrockneten Salzsee toben. Es ist bezeichnend für die hier lebenden Menschen, die auf die Einöde mit einer enormen Lebensfreude antworten.

Bei nächster Gelegenheit biegen wir ab, um über die Dörfer zu fahren. Das ist sowieso viel schöner, und weil schon das erste Dorf mit seinen uralten Lehmhütten einen faszinierenden Anblick bietet, fühle ich mich bestätigt, wenn ich mir auch vergeblich wünsche, wenigstens einen Menschen zu treffen, der uns erklärt, dass wir tatsächlich auf dem richtigen Weg sind. Der Umstand, dass hinter dem Dorf die Straße zu einem unbefestigten Weg wird, lässt mich sogar erahnen, wie es am Ende der Welt aussehen könnte. „Vielleicht war diese Route doch ein Fehler?“ Nach ein paar Kilometern finden wir jedoch erleichtert wieder in die Zivilisation. Die Straßen werden besser und auch Menschen begegnen wir wieder.

Rechtzeitig zum Mittag werden wir im nächsten Dorf vom Fahrer eines kleinen Überlandbusses gestoppt. Ohne Rücksicht auf seine Passagiere fragt er uns minutenlang aus. Ich genieße die Unterhaltung. Trotzdem schaue ich immer wieder zu den Leuten im Bus, auf dass sie nicht ungeduldig werden. Kein Mensch stört sich an unserer Konversation. Im Gegenteil, als der Fahrer nach der Aufforderung, wir sollen warten, weil wir sofort von seinem Sohn abgeholt werden, wieder aufs Gas drückt, hebt das uralte Mütterchen in der ersten Reihe ihre schwere Hand und winkt zum Abschied. Wir warten nicht lange, da kommen zwei Jungs auf uns zu. Es kann für sie nicht schwer gewesen sein, uns zu identifizieren, jedenfalls haben auch sie keine Berührungsängste. Einer der Jungs stottert sehr stark, doch gerade er ist mit seinen warmen Augen von einer Art, dass ich ihn sofort zu einem Freund fürs Leben erklären möchte. Das soll nicht überzogen klingen. Ich glaube eben, dass man die wichtigen Freunde immer sofort erkennt. Müssten wir nicht weiterziehen, so wäre er einer von ihnen gewesen. Leider ist gerade das Foto von ihm eine missglückte Gegenlichtaufnahme. Diesen Fehler nehme ich mir lange Zeit übel. Im Elternhaus angekommen, es ist ärmlich wie alle Häuser hier, lädt uns der Busfahrer zum Essen ein. Dabei ist der kulinarische Höhepunkt frisches Börek, das ich so lecker und in der Form noch nie gegessen habe. Deshalb lassen Aaron und ich uns auch gern dazu ermuntern, unbescheiden viele Stücke von dem mit Schafskäse gefülltem Fladenbrot abzureißen. Nach einem ausführlichen Mahl müssen wir weiterziehen, denn wir kommen weiterhin nur mäßig voran. Bevor wir aber endlich gehen, führt uns der Busfahrer noch zu einem Schuppen auf dem Hof.

Dort sind vor einem Ofen die zwischen Stroh sitzenden Frauen gerade damit beschäftigt, das Börek herzustellen. Ich bin beeindruckt von der Atmosphäre. Andererseits verunsichert mich die Situation ein wenig, denn weil wir so selten mit Frauen in Kontakt kommen, weiß ich nicht, wie weit oder ob ich mich ihnen überhaupt nähern darf. So verabschieden wir uns nach einer Weile höflich, ohne dass ich meinen Zwiespalt artikuliere. Das ist vor allem deshalb ärgerlich, weil die Leute mir sicher gern meine Wissenslücken gefüllt hätten. Der Busfahrer umarmt uns zum Abschied, bevor sein Sohn uns aus der Siedlung auf den richtigen Weg führt, um uns seinerseits mit einer Umarmung in die Fremde zu entlassen.

Am frühen Abend erreichen wir ein weiteres Dorf, das mit seinen vereinzelt Lehmhütten und einfach gebauten weißen Häuschen typisch für die Gegend ist. Da wir Schwierigkeiten haben, uns zu orientieren, fragen wir ein paar Leute am Wegesrand, mit Hinweis auf unsere Landkarte, ob sie uns weiterhelfen können. Eigentlich sollten wir inzwischen einen geschulten Blick dafür entwickelt haben, welche Leute uns weiterhelfen können und welche uns mit immer gut gemeinten, aber wenig hilfreichen Bemerkungen aufhalten. In jüngster Zeit nimmt die Trefferquote jedoch stetig ab. Obwohl die Leute in dem Dorf genau unserer Zielgruppe von beschäftigten Männern im arbeitsfähigen Alter entsprechen, rauben sie uns erbarmungslos unsere spärliche Zeit. Längst haben sie unsere Karte anektiert und diskutieren nun ausführlich verschiedene Routen durch. Sogar ein Wagen wird angehalten, um den Fahrer an der Diskussion teilhaben zu lassen. Dabei treffen im näheren Umkreis kaum drei Straßen aufeinander. Nach gut einer halben Stunde gefühlter Zeit klärt uns einer der Männer auf unsere Links-oder-rechts-Frage endlich auf. „Da lang!“ Das ist alles. Wütend suche ich bei Aaron Antwort auf meine Frage, was die Männer nur so lange ausdiskutiert haben, doch auch er kann mir nur meinen Missmut bestätigen. Wir bedanken uns trotzdem und sind nur erleichtert, dass die Männer uns noch vor Einbruch der Dunkelheit freigegeben haben. Weil mir aber nicht logisch erscheint, dass es intelligenten, jungen Menschen so schwer fällt, uns auf eine einfache Orientierungsfrage bei so wenigen alternativen Straßen zu antworten, suche ich nach einer Erklärung, bis es mir wie Schuppen von den Augen fällt: „Die haben noch nie eine Landkarte gesehen!“ Wozu auch? Die wenigen Straßen kann sich jeder merken. So haben die Männer nur die Karte selbst bestaunt und auf Richtigkeit überprüft.

Auf dem Weg, dem wir nun folgen sollen, kommen wir nicht weit. Bald treffen wir auf eine weitere Gabelung, und weil jeder Orientierungsfehler aufgrund der Berge und mangels Korrekturmöglichkeiten schwerwiegend ist, müssen wir zwangsläufig ein weiteres Mal fragen. Leider ist nur ein uralter Mann mit Aschenbecherbrille in der Nähe, der gemächlich einen Weg entlang spaziert. Wir haben keine Wahl und fragen ihn, ohne eine hilfreiche Antwort zu erwarten. Der Alte überrascht uns aber mit konkreten Informationen. Er spricht sogar etwas Deutsch und fängt an, uns ins Gewissen zu reden: „Ihr könnt nicht weiterfahren! Es ist viel zu spät. Ihr werdet keinen Platz zum Schlafen finden.“ Natürlich beruhigen wir ihn in seiner Sorge: „Kein Problem! Wir schlafen immer draußen.“ Der Alte aber widerspricht: „Nein, nein! Ihr müsst bei mir schlafen.“ Aaron und ich halten ein. Der Alte dürfte klar über 80 sein und fordert zwei junge, schmutzige Fremde auf, bei ihm zu übernachten. Obwohl wir noch gut eine Stunde hätten fahren können, ist dieses Angebot für uns unwiderstehlich. Der Alte führt uns also zu seinem Hof, wo er fast beleidigt reagiert, als wir unsere Räder abschließen wollen. An seiner kleinen Hütte ist ein Haupthaus angebaut, welches wohl auch zur Familie gehört. Das Hockklo ist, so wie bei meinem Opa damals auch, auf dem Hof. Seine Hütte besteht nur aus einem Raum mit einem Duschschlauch und einem Schemel neben der Tür, einem Schrank auf der zweiten Seite, einem Bett auf der dritten und einem Sofa auf der vierten Seite. Ich versuche gern, dem Alten alles recht zu machen, denn mit seiner Entscheidung, uns bei sich aufzunehmen, hat er mich jetzt schon Ehrfurcht gelehrt. Also setzen Aaron und ich uns nach dem Alten auf den Schemel, um uns zunächst die Füße zu waschen. Dann erst betreten wir den eigentlichen Raum, um uns auf das Sofa zu setzen. Es ist überhaupt nicht langweilig, denn der Alte hat eine sehr kurzweilige Art zu erzählen, so dass

ich mit jeder seiner Geschichten etwas mehr von einer jungen Seele in seinem alten Körper entdecke. Er erzählt von seinem alten Beruf, davon, dass seine Kinder in Deutschland leben und dass seine Frau schon vor langer Zeit gestorben ist. „Allein ist Scheiße!“, so sein Urteil dazu. Natürlich erzählen auch wir allerhand, denn mit seinen gezielten Fragen an uns bekundet er, dass er nicht zu denen gehört, die sich nur selbst gerne reden hören. Zwischendurch unterbricht er unser Gespräch, um einen kleinen Teppich auszurollen und zu beten. Dabei murmelt er etwas für meine Ohren Unbestimmbares und kniet sich mehrfach auf den Boden, um gleich wieder aufzustehen, was ihm sichtlich Mühe bereitet. Trotzdem bleibt er eisern.

Das Gebet ist beendet, worauf eine Frau uns eine Platte mit Essen bringt. Der Alte erklärt uns detailliert, was wir beim Essen beachten müssen, und hat Freude an unserem Wissensdurst. Nur seine uns gelehrte Sitzposition bereitet uns große Probleme. Wir knien nämlich auf dem Boden um die auf einem Kissen abgestellte Platte. Eine Decke unter der Platte deckt zusätzlich unsere Knie ab, worauf der Alte großen Wert legt. Ich versuche unter Schmerzen diese - speziell für uns Radler - unangenehme Sitzposition zu halten, da öffnet sich die Tür. Stolz stellt uns der Alte seinen Sohn und seinen Enkel vor, die gerade aus Deutschland zu Besuch sind. Der Sohn des Alten spricht unwesentlich besser Deutsch als sein Vater. Dafür spricht der Enkel perfektes Deutsch mit kölschem Akzent. Beide sind in ihrer Art rheinische Frohnaturen. Als sie sich zu uns setzen, erkennt der Enkel mein schmerzverzerrtes Gesicht und sagt im feinsten Kölsch: „Ich kann dat auch nich!“ Dann fletzt er sich hin, ohne sich die Knie zu bedecken. Zeitversetzt und ohne den Alten bloßzustellen, tue ich es ihm nach. Auch Aaron löst sich aus seiner Klemme. Zuletzt wählt sogar der Alte eine angenehmere Sitzposition. Sohn und Enkel haben mit ihrem Auftreten eine völlig neue Atmosphäre in den Raum gebracht. Sie scheinen die Traditionen des Alten nur ihm zuliebe so weit wie nötig zu teilen. Die Autorität des Alten ist aber zu keinem Zeitpunkt in Frage gestellt. Beim Essen lädt uns der Sohn ein, mit auf eine Hochzeit im Dorf zu kommen. Wir nehmen natürlich an. Nur der Alte bleibt zurück, weil ihm das Gehen schwer fällt.

Die Hochzeit ist klasse! Wir gehen gemeinsam die Straße entlang, an deren Ende gefeiert wird. Dort werden wir den versammelten Herren vorgestellt. Dann reicht uns jemand Tee. Unterdessen kommt aus der anderen Richtung eine zweite Gesellschaft mit dem Brautpaar an der Spitze, das ich aber nur aus der Ferne sehe. Weil Braut und Bräutigam aus Nachbardörfern stammen, musste das Fest nämlich in beiden Orten gefeiert werden. Zu meinem Bedauern komme ich leider nicht einmal bei dieser Hochzeit mit den Mädchen und Frauen in näheren Kontakt, denn diese feiern separat ein paar Meter weiter. „Wie lernt man sich hier überhaupt kennen?“, und wieder spreche ich meine Frage nicht aus. So fremd wie das Rollenverhalten ist mir die Tanzkultur. Vor uns ist eine Bühne, hinter der ein Alleinunterhalter an einem Tisch sitzt und E-Mandoline, also wirklich Mandoline mit Elektroverstärker, spielt. Ich höre nur ohrenbetäubenden Krach und wundere mich, dass die Männer sogar beim Tanzen unter sich bleiben. Was sich im Verlauf des Abends noch zwischen Jungs und Mädchen entwickelt, kann ich nicht beschreiben, denn in Aussicht einer neuerlichen schwierigen Etappe ziehen wir uns frühzeitig zurück.

Wieder beim Alten angekommen, bleibt uns noch, Betten und Matratzen herzurichten. Wir schlafen unmittelbar nebeneinander. Aaron muss sich vor dem Einschlafen noch mit gewissen Verdauungsproblemen auseinandersetzen, während ich in meinem Bett die aktuellen Ereignisse in meinem Tagebuch reflektiere. Da bemerke ich, dass der Alte noch gar nicht schläft, so wie es für mich zunächst den Anschein hatte, sondern, in seine Kissen gekuschelt, mich durch seine, wegen seiner Brille, riesengroß erscheinenden Augen beobachtet. Ich aber spreche ihn nicht an, sondern schreibe einfach weiter und habe genau dadurch das Gefühl, ihm viel von mir zu erzählen und von dem Land, in dem sein Sohn und sein Enkel zu Hause sind. Erst als ich meine Eintragung beendet habe, muss ich ihm erklären, dass ich die Reise unternommen habe, weil ich so viel über andere Kulturen und Menschen lernen muss. Dann

besteht er darauf, dass wir Adressen austauschen, sein Name „Nuri Serin“ bekommt in meinem Tagebuch einen Ehrenplatz. Schließlich macht er wirklich die Augen zu.

...

Deutsche, die in Auschwitz weinen

Samstag, 25. September

Mein Kopf tut schon beim Aufstehen weh. Außerdem habe ich Husten und Schnupfen. Doch obwohl wir auch für Amman zwei fahrradfreie Tage eingeplant haben, kann ich es mir nicht leisten, liegen zu bleiben. Ich vermute inzwischen nämlich, dass wir in Israel einen wirklichen Eindruck hinterlassen können. Wenn wir in Yad Vashem aber erwartet werden sollten, möchte ich gut vorbereitet sein. Ich möchte meine wichtigsten Gedanken in einer Rede zusammenfassen und weil ich mir darüber bewusst bin, dass ich dabei Fehler machen kann, die ich mir nicht leisten möchte, soll Vati diese korrigieren und zurückschicken und weil ich die Rede außerdem in Englisch halten möchte, mein Englisch aber nicht gut genug zum Schreiben einer offiziellen Rede ist, soll diese nach Vatis Korrektur noch ins Englische übersetzt werden. Deswegen muss ich sie heute fertig stellen, obwohl mir das Denken im Moment schwer fällt. Weiterhin muss ich noch ein paar organisatorische E-Mails verschicken und zuletzt ist es mir ein Anliegen, in unserem Internettagebuch ein paar Worte zu Syrien und zu unserer aktuellen Situation zu schreiben. Morgen wollen wir dann mit dem Bus einen Tagesausflug nach Petra unternehmen, einen Ort, den ich unbedingt sehen will. Ich muss also nebenbei gesund werden. Als Allererstes gehe ich daher in die Apotheke und versorge mich mit einer Dosis Gesundheit. Dabei kommt mir der Umstand zugute, dass ich in Amman schon jetzt mehr Apotheken gesehen habe als in den letzten vier Wochen zusammengenommen. Glücklicherweise tut auch das Klima meiner Erkältung gut und die mir verordnete Arznei ist obendrein recht preiswert. Amman ist einfach der denkbar beste Ort, krank zu werden.

Der gesamte Tag verläuft in einem sich immer wiederholenden Algorithmus. Ich gehe ins Internetcafé, schreibe, so viel ich kann, und kehre wieder ins Hotel zurück, um zu schlafen, bis ich mir die nächste Runde zutraue. Die organisatorischen E-Mails sind noch relativ schnell beantwortet, was mich aber wirklich belastet, ist die Rede. Auch wenn sie in meinem Kopf schon so gut wie fertig ist, fällt es mir doch schwer, meine Gedanken in Worte zu fassen. Ich bin so konzentrationsschwach, dass ich es nicht einmal fertig bringe, meinen niedergeschriebenen Text ein zweites Mal Korrektur zu lesen. Dabei hat er es definitiv nötig. Auch Aarons Rede ist verbesserungswürdig. Ich bitte ihn deshalb, seine Rede ebenfalls von meinem Vati korrigieren zu lassen. Er willigt gern ein.

Auf den Inhalt meiner Rede will ich an dieser Stelle noch nicht eingehen, was ich aber durchaus schon an dieser Stelle preisgeben kann, ist die Geschichte, über die ich seit Tagen nachdenke, weil sie einen Teil meines Willens erklärt.

Es begann in der Zeit der großen Konflikte, der Zeit, in der ich mich der Schule bereits entwachsen fühlte und sie vor allem anderen als Beschränkung wahrnahm. Ich absolvierte gerade mein letztes Schuljahr und unternahm meine letzte Klassenfahrt. Sie führte uns nach Krakau in Polen. Ich habe viele schöne Erinnerungen an diese Reise, es gab aber einen Tag, den ich am liebsten sofort vergessen hätte. Wir haben Auschwitz besucht, was ich als politisch interessierter Mensch wichtig und richtig fand. Ich wollte den schrecklichsten Ort der Menschheitsgeschichte sehen, wollte mit eigenen Augen sehen, wozu Menschen, wozu wir Deutschen in der Lage waren. Dann, im Verlauf unseres Rundgangs durch Auschwitz, fühlte ich mich mehr und mehr angewidert. Es waren aber nicht die Berge von Haaren hinter einer Glasscheibe oder die riesige Wand mit Fotos von Häftlingen, die nach den dazugehörigen Daten zumeist nur wenige Wochen überlebt haben. Es waren auch nicht die Tafeln, auf denen Fakten geschrieben standen, die über mein Verständnis hinausgingen. All

das nahm ich zur Kenntnis, als ob ich gerade ein Buch, einen Film oder irgendein anderes der vielen Dokumente vor mir gesehen hätte, das mir aus einer dunklen, längst verschiedenen Vergangenheit heraus aufgedrängt wurde, die aber dennoch ein wichtiger Teil meiner Bildung sein sollte, um mich für die Zukunft zu lehren. Was mich wirklich angewidert hat, war ein Teil meiner Klassenkameraden. Manche von ihnen mochte ich sehr, andere wieder nicht, wie es eben menschlich ist. Danach habe ich an diesem Ort aber nicht unterschieden. Ich habe nach denen unterschieden, die apathisch, so wie ich, oder krankhaft lachend oder gleichgültig oder auf irgendeine andere Weise abwehrend reagiert haben, und denen, die geweint haben. Diejenigen, die geweint haben, haben mich angewidert. Wir waren allesamt deutsche Staatsbürger, keiner von uns war Jude. In Gedanken warf ich den weinenden jungen Deutschen vor, blind durch ihren Alltag zu laufen und der dunklen Vergangenheit nach Kräften aus dem Weg zu gehen, um sich nun, da sie sich doch diesem zutiefst wahren Ort stellen mussten, durch hysterisches Geheule ihrer Unschuld zu vergewissern. Ich wollte Auschwitz unbedingt sehen, aber das Bild weinender Deutscher war mir unerträglich. Konsequenterweise habe ich zusammen mit einem Freund eine Lehrerin darüber in Kenntnis gesetzt, dass wir beide nicht mit nach Birkenau zum eigentlichen Vernichtungslager fahren wollen. Die Lehrerin akzeptierte das anstandslos. So haben wir am Bahnhof auf die Übrigen gewartet.

Auch aus der Nachbereitung im Deutschunterricht später in der Heimat habe ich mich ausgeschlossen. Meine Gedanken waren mir viel zu intim für einen öffentlichen Austausch. Ich habe meine Arme verschränkt und betont ins Nichts geschaut. Eines der Mädchen, die in Auschwitz geweint haben und die ich dazu tatsächlich nicht leiden konnte, fragte mich aber vor versammelter Klasse, warum ich nicht mit nach Birkenau gekommen bin. In meiner jugendlichen Dummheit antwortete ich ohne Nachzudenken: „Weil ich das Geheule nicht ertragen konnte!“ Worauf sie mir mit ihrer Nachfrage einen der hasserfülltesten Momente meines Lebens bereite: „Bist du etwa ein Nazi?“ Ich fixierte ihre Augen, war aber nicht in der Lage zu antworten. „Wie kann sie es wagen?“ Rückblickend weiß ich nicht zu sagen, ob sie mir bewusst eine böse Falle gestellt hat oder ob sie mich ebenfalls verabscheute, weil sie meine Haltung grundlegend falsch interpretierte. In der folgenden Zeit habe ich jedenfalls lange darüber nachgedacht, ob ich in Auschwitz und während der Nachbereitung überzogen und ungerecht reagiert habe.

Über ein Jahr nach Beendigung meiner Schulzeit wurde ich von den JUSOs meines Landesverbandes angesprochen, ob ich Lust hätte, mit anderen JUSOs Schulklassen auf einer Klassenfahrt nach Krakau zu begleiten. Ich nahm das Angebot umgehend an, denn ich sah darin die Chance, etwas in meiner Biographie gerade zu rücken. Diese Klassenfahrt war unserer ganz ähnlich, nur dass die Jugendlichen der Klasse, die wir betreuten, mit etwa 16 Jahren noch jünger waren, als wir es damals gewesen sind. Ich kannte schon die wichtigsten Orte in Krakau und hatte eine ungefähre Vorstellung, was die Jugendlichen dort erwarten würde. So versuchte ich als eine Art großer Bruder ihr Vertrauen zu gewinnen, um ihnen bei ihrem schweren Gang eine Stütze zu sein. Für mich lief die gesamte Reise letztendlich nur auf den Besuch von Birkenau hinaus. Die Jugendlichen hingegen hatten zumeist keine Ahnung, was auf sie zukommt. In Auschwitz beobachtete ich wieder meine Begleiter und mich selbst. Die Jugendlichen haben genauso unterschiedlich reagiert wie meine ehemaligen Klassenkameraden. Diesmal war ich aber nicht angewidert und diesmal bin auch ich mit nach Birkenau gefahren. Ich hatte Angst. Als wir dann den Hof des Vernichtungslagers betraten, konnte ich nicht fassen, was sich mir eröffnete. Der Ort war noch viel schlimmer, als ich es mir je hätte vorstellen können. Ich ging mit weichen Knien über den Platz. Neben mir lief eine Schülerin. Dann, mitten auf dem Platz schaute sie mich mit glasigen Augen fragend an. Ich zeigte ihr mit meinen Augen, dass auch ich keine Antwort habe, worauf sie traurig ihren Blick in die Ferne wendete. In diesem Moment habe ich eine Antwort auf meine alte Frage gefunden. Natürlich dürfen Deutsche in Auschwitz weinen!

Es ist so grausam, dass man jungen Menschen diesen schweren Weg zumuten muss. Die Notwendigkeit dafür würde ich aber nie anzweifeln. Es muss immer Menschen geben, die diesen Ort mit eigenen Augen gesehen haben! Niemals darf Auschwitz zur Legende werden! Warum aber hat diese Geschichte mich dahin gelenkt, ein Stück meiner Identität in Israel zu suchen? Ich fürchte, dass Auschwitz noch immer die deutsche Identität in einer Weise belastet, dass viele Deutsche sich durch alles, was mit Auschwitz im Zusammenhang steht, zutiefst verunsichern lassen. Dabei geht es aber eben nicht nur um Nazis, sondern auch um Juden und die deutsche Identität an sich. Ich behaupte, dass selbst junge Deutsche meiner Generation große Probleme damit haben, solche Begriffe zu differenzieren. Ich glaube, Israel hat mir schon deshalb Angst gemacht, weil allein der Gedanke an Juden unmittelbar in Verbindung mit der dunkelsten Facette meiner deutschen Identität steht. Ich glaube, dass ich ein Bekenntnis wie „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!“ nie mit gutem Gewissen sagen könnte, obwohl ich ein Bekenntnis zum Nationalstolz keinem Franzosen, Briten oder US-Amerikaner vorwerfen würde, auch wenn die Geschichte dieser Nationen nicht nur aus Schmeichelhaftem besteht. Auschwitz hat eben eine ganz andere Qualität als alles vorher und später Dagewesene. Auschwitz hat die Frage aufgeworfen, ob sich die Menschheit überhaupt jemals wieder ihrer selbst erfreuen darf. Ich hoffe, dass ich mir bei einer Reise ins Land der Juden ein Stück mehr über meine deutsche Identität bewusst werde und darüber, dass auch Juden Menschen mit ganz alltäglichen Freuden, Hoffnungen und Sorgen sind. Wenn ich an Juden und an Deutsche denke, möchte ich nämlich nicht zuerst an Auschwitz denken müssen. Ich selbst fühle mich als Deutscher, und das, was ich persönlich in Deutschland erlebt habe, sind mit dem Fall der Mauer, der „Loveparade“ und der Versöhnung der europäischen Nationen zumeist schöne Dinge. Das Erbe aus Auschwitz aber wiegt so schwer, dass mich als Deutschen immer auch ein Schamgefühl begleitet. Ich kann und will mich meiner deutschen Identität wegen aber nicht fortwährend schämen oder sie gar ablegen. Auf diesen Konflikt erhoffe ich mir in Israel eine Antwort zu finden. Andererseits fürchte ich diese Antwort. Ich habe mich bereits darauf vorbereitet, wie ich mit möglichen feindseligen Konfrontationen umgehen werde.

...